Aus schweizerischer Dichtung : Diesseits

Autor(en): **S., F.O.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 18

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748290

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aus ſchweizeriſcher Dichtung.

Diesſeits.

Erzählungen von **Hermann Heſſe.**

Im Vorwort zu den „Beiträgen zur neuern ſchweizeriſchen Literaturgeſchichte“ (Heft 3, 1906) haben wir dargetan, warum wir Hermann Heſſe, wie auch Karl Henckell, von deſſen prächtigem neuen Gedichtband „Schwingungen“ in einem der nächſten Hefte die Rede ſein ſoll, mehr oder weniger auch zu den unſern zählen dürfen. Aus den dort angegebenen Gründen kommen wir heute auf Heſſes neueſtes Buch in dieſer Rubrik zu ſprechen.

Was wir ſeinerzeit über die frühern Werke Hermann Heſſes, die vorzüglichen Romane „Peter Camenzind“ und „Unterm Rad“ und die von tiefſter Empfindung erfüllten „Gedichte“ Charakteriſtiſches und Anerkennendes geſagt haben, das trifft auch auf „Diesſeits“ im vollen Umfange zu; und wenn das Buch auch durch das Zerfallen in fünf kleinere Erzählungen nicht einen ſo geſchloſſenen Eindruck macht wie die beiden Romane, ſo zeigt es doch in jedem ſeiner Einzelbeiträge die großen dichteriſchen Fähigkeiten des Verfaſſers aufs neue.

Was vor allem wieder auffällt, das iſt die eminente Kunſt, mit der Heſſe Natur- und Seelenſtimmungen wiederzugeben vermag. Da iſt kein unklares und krampfhaftes Schildern durch unplaſtiſche Bilder, längſt abgebrauchte, banale Vergleiche und Wendungen oder durch rhetoriſchen Schwulſt, der nur zu oft über das künſtleriſche Unvermögen hinwegtäuſchen ſoll. In klaren, einfachen Worten löſt er die Stimmung faſt reſtlos auf, ſo daß man ſich ſofort hineinverſetzt fühlt und ſie voll miterlebt. Unter den zurzeit lebenden Dichtern wüßte ich keinen, der als Stimmungskünſtler Hermann Heſſe an die Seite zu ſtellen wäre, und von den ältern iſt es wohl nur Jens Peter Jakobſen, der dieſe Fähigkeit in gleichem Maße beſaß; nur daß Jakobſen nicht ſo natürlich und ungezwungen iſt, wie Heſſe.

Auch in bezug auf die Darſtellung menſchlicher Charaktere beweiſt dies Buch die alte Meiſterſchaft des Verfaſſers. Es iſt ganz erſtaunlich, wie lebendig und wahr ſeine Menſchen vor uns ſtehen und wie wir ſofort ein inneres Verhältnis zu ihnen gewinnen. Heſſe iſt kein bloßer Impreſſioniſt, der mit billigen äußerlichen Mätzchen und immer wiederkehrenden Redewendungen zu charakteriſieren verſucht, er ſtellt ſeine

Geſtalten nicht von der Oberfläche aus dar, ſondern erfaßt ſie von innen heraus, ſieht ſie nicht nur mit dem Auge, ſondern auch mit der Seele. Daher denn auch der tiefe Eindruck, den ſie faſt durchwegs in uns hinterlaſſen.

So reiht ſich denn auch dieſes Buch Heſſes würdig ſeinen früheren an und wer für dieſe weiche, ſehnſüchtige Poeſie Sinn und Verſtändnis hat, „wen der Geiſt der Erde treibt und nicht weiß wohin“, wie einſt ein Beurteiler treffend vom „Peter Camenzind“ ſagte, der ſollte nicht verfehlen, es zu leſen. Erſchienen iſt es bei S. Fiſcher in Berlin.

Da die fünf Erzählungen alle zu lang ſind, als daß wir hier eine von ihnen ganz wiedergeben könnten, müſſen wir uns begnügen, einzelne Fragmente daraus zum Abdruck zu bringen. F. O. Sch.

Aus „Kinderzeiten“.

Der ferne braune Wald hat ſeit wenigen Tagen einen heiteren Schimmer von jungem Grün; am Lettenſteg fand ich heute die erſte halberſchloſſene Primelblüte; am feuchten klaren Himmel träumen die ſanften Aprilwolken und die weiten, kaum gepflügten Äcker ſind ſo glänzend braun und breiten ſich der lauen Luft ſo verlangend entgegen, als hätten ſie Sehnſucht, zu empfangen und zu treiben und ihre ſtummen Kräfte in tauſend grünen Keimen und aufſtrebenden Halmen zu erproben, zu fühlen und wegzuſchenken. Alles wartet, alles bereitet ſich vor, alles träumt und ſproßt in einem feinen, zärtlich drängenden Werdefieber — der Keim der Sonne, die Wolke dem Acker, das junge Gras den Lüften entgegen. Von Jahr zu Jahr ſteh' ich um dieſe Zeit mit Ungeduld und Sehnſucht auf der Lauer, als müßte ein beſonderer Augenblick mir das Wunder der Neugeburt erſchließen, als müſſe es geſchehen, daß ich einmal, eine Stunde lang, die Offenbarung der Kraft und der Schönheit ganz ſähe und begriffe und miterlebte, wie das Leben lachend aus der Erde ſpringt und junge große Augen zum Lichte aufſchlägt. Jahr für Jahr auch tönt und duftet das Wunder an mir vorbei, geliebt und angebetet — und unverſtanden; es iſt da und ich ſah es nicht kommen, ich ſah nicht die Hülle des Keimes brechen und den zarten erſten Quell im Lichte zittern. Blumen ſtehen plötzlich allerorten, Bäume glänzen mit lichtem Laube oder mit ſchaumig weißer Bluſt, und Vögel werfen ſich jubelnd in ſchönen Bogen durch die warme Bläue. Das Wunder iſt erfüllt, ob ich es auch nicht geſehen habe, Wälder wölben ſich und ferne Gipfel rufen, und es iſt Zeit, Stiefel und Taſche, Angelſtock und Ruderzeug zu rüſten und ſich mit allen Sinnen des jungen Jahres zu freuen, das jedesmal ſchöner iſt, als es jemals war, und das jedesmal eiliger zu ſchreiten ſcheint. — Wie lang, wie uner-

ſchöpflich lang iſt ein Frühling vorzeiten geweſen, als ich noch ein Knabe war!

Und wenn die Stunde es gönnt und mein Herz guter Dinge iſt, leg ich mich lang ins feuchte Gras oder klettere den nächſten tüchtigen Stamm hinan, wiege mich im Geäſte, rieche den Knoſpenduft und das friſche Harz, ſehe Zweigenetz und Grün und Blau ſich über mir verwirren und trete traumwandelnd als ein ſtiller Gaſt in den ſeligen Garten meiner Knabenzeit. Das gelingt ſo ſelten und iſt ſo köſtlich, einmal wieder ſich dort hinüberzuſchwingen und die klare Morgenluft der erſten Jugend zu atmen und noch einmal, für Augenblicke, die Welt ſo zu ſehen, wie ſie aus Gottes Händen kam und wie wir alle ſie in Kinderzeiten geſehen haben, da in uns ſelber das Wunder der Kraft und der Schönheit ſich entfaltete.

Ich bin wahrlich heute und jeden Tag der Welt und meines Lebens froh, aber auch ein Glücklicher kann ſich den Glanz nicht völlig bewahren, den ſein Auge in Kinderzeiten über der Erde ſah. Da ſtiegen die Bäume ſo freudig und trotzig in die Lüfte, da ſproß im Garten Narziß und Hyazinth ſo glanzvoll ſchön; und die Menſchen, die wir noch ſo wenig kannten, begegneten uns zart und gütig, weil ſie auf unſerer glatten Stirn noch den Hauch des Göttlichen fühlten, von dem wir nichts wußten und das uns ungewollt und ungewußt im Drang des Wachſens abhanden kam. Was war ich für ein wilder und ungebändigter Bub, wieviel Sorgen hat der Vater von klein auf um mich gehabt und wieviel Angſt und Seufzen die Mutter! — und doch lag auch auf meiner Stirne Gottes Glanz, und was ich anſah, war ſchön und lebendig, und in meinen Gedanken und Träumen, auch wenn ſie gar nicht frommer Art waren, gingen Engel und Wunder und Märchen geſchwiſterlich hin und wieder. Das geht doch nicht ganz verloren, und wenn einer ſeine Kindheit lieb hat und ſich je und je bei ihr zu Gaſte ladet, den Staub von ſich ſtreift und ſich ohne Gedanken wieder in ihre Wildniſſe verliert, der hört noch einmal Quellen reden und Wolken ſingen, ſieht das Licht der Sonne gütig ſich zur Erde neigen und alle Dinge mit einem Duft von Schönheit und Märchen umgeben. Und viel reicher und mächtiger und ſchöner könnten wir alle ſein, wenn wir häufiger auf jenen Pfaden gingen und feſter an dem goldenen Bande hielten, das uns mit der Kindheit und mit allen Quellen unſerer Kräfte zuſammenhält.

Aus „Heumond“.

Es war Nacht, man hatte einander ſchon Schlafwohl geſagt und jeder war in ſein Zimmer gegangen. Hier und dort ging noch eine Türe, ein Fenſter auf und zu. Dann ward es ſtill.

Was auf dem Lande ſich von ſelber verſteht, die Stille der Nacht, iſt doch für den Städter immer wieder ein Wunder. Wer aus ſeiner Stadt heraus auf ein Landgut oder in einen Bauernhof kommt und den erſten Abend am Fenſter ſteht oder im Bette liegt, den umfängt dieſe Stille wie ein Heimatzauber und Ruheport, als wäre er dem Wahren und Geſunden näher gekommen und ſpüre ein Wehen des Ewigen.

Es iſt ja keine vollkommene Stille. Sie iſt voll von Lauten, aber es ſind dunkle, gedämpfte, geheimnisvolle Laute der Nacht, während in der Stadt die Nachtgeräuſche ſich von denen des Tages ſo bitter wenig unterſcheiden. Es iſt das Singen der Fröſche, das Rauſchen der Bäume, das Plätſchern des Baches, der Flug eines Nachtvogels, einer Fledermaus. Und wenn etwa einmal ein verſpäteter Leiterwagen vorüberjagt oder ein Hofhund anſchlägt, ſo iſt es ein erwünſchter Gruß des Lebens und wird majeſtätiſch von der großen Weite des Luftraums gedämpft und verſchlungen.

Wer an Unruhe und ſchnelles Leben gewöhnt iſt und nun einmal in dieſe Stille hinein lauſchen darf, der empfindet tief das Weſen der Nacht, der Tröſterin und Königin, die aus unerſchöpften Quellen Raſt und Einkehr, Troſt und Träume, Selbſtvergeſſen, Schlummer und neue Kräfte ſpendet. Und der wunderliche Menſch, zumal wenn er jung iſt, meint eine ſolche Nacht nicht beſſer feiern zu können als durch ein recht langes Wachbleiben. Der Hauslehrer hatte noch Licht brennen und ging unruhig und müde in der Stube auf und ab. Er hatte den ganzen Abend bis gegen Mitternacht geleſen.

Dieſer junge Herr Homburger war nicht, was er ſchien oder ſcheinen wollte. Er war kein Denker. Er war nicht einmal ein wiſſenſchaftlicher Kopf. Aber er hatte einige Gaben und er war jung. So konnte es ihm, in deſſen Weſen es keinen befehlenden und unausweichlichen Schwerpunkt gab, an Idealen nicht fehlen.

Zurzeit beſchäftigten ihn einige Bücher, in welchen merkwürdig ſchmiegſame Jünglinge ſich einbildeten, Bauſteine zu einer neuen Kultur aufzutürmen, indem ſie in einer weichen, wohllauten Sprache bald Ruskin, bald Nietzſche um allerlei kleine, ſchöne, leicht tragbare Kleinode beſtahlen. Dieſe Bücher waren viel amüſanter zu leſen als Ruskin und Nietzſche ſelber, ſie waren von koketter Grazie, groß in kleinen Nuancen und von ſeidig vornehmem Glanze. Und wo es auf einen großen Wurf, auf Machtworte und Leidenſchaft ankam, zitierten ſie Dante oder Zarathuſtra.

Deshalb war auch Homburgers Stirn umwölkt, ſein Auge müde wie vom Durchmeſſen ungeheurer Räume und ſein Schritt erregt und ungleich. Er fühlte, daß an die ihn umgebende ſchale Alltagswelt allenthalben Mauerbrecher gelegt waren und daß es galt, ſich an die Pro-

pheten und Bringer der neuen Seligkeit zu halten. Schönheit und Geiſt würde ihre Welt durchfluten und jeder Schritt in ihr würde von Poeſie und Weisheit triefen.

Vor ſeinen Fenſtern lag und wartete der geſtirnte Himmel, die ſchwebende Wolke, der träumende Park, das ſchlafend atmende Feld und die ganze Schönheit der Nacht. Sie wartete darauf, daß er ans Fenſter trete und ſie ſchaue. Sie wartete darauf, ſein Herz mit Sehnſucht und Heimweh zu verwunden, ſeine Augen kühl zu baden, ſeiner Seele gebundene Flügel zu löſen. Er legte ſich aber ins Bett, zog die Lampe näher und las im Liegen weiter.

Paul Abderegg hatte kein Licht mehr brennen, ſchlief aber noch nicht, ſondern ſaß im Hemde auf dem Fenſterbrett und ſchaute in die ruhigen Baumkronen hinein. Den Helden Frithjof hatte er vergeſſen. Er dachte überhaupt an nichts Beſtimmtes, er genoß nur die ſpäte Stunde, deren reges Glücksgefühl ihn noch nicht ſchlafen ließ. Wie ſchön die Sterne in der Schwärze ſtanden! Und wie der Vater heute wieder geſpielt hatte! Und wie ſtill und märchenhaft der Garten da im Dunkeln lag!

Die Juninacht umſchloß den Knaben zart und dicht, ſie kam ihm ſtill entgegen, ſie kühlte, was noch in ihm heiß und flammend war. Sie nahm ihm leiſe den Überfluß ſeiner unbändigen Jugend ab, bis ſeine Augen ruhig und ſeine Schläfen kühl wurden, und dann blickte ſie ihm lächelnd als eine gute Mutter in die Augen. Er wußte nicht mehr, wer ihn anſchaue und wo er ſei, er lag ſchlummernd auf dem Lager, atmete tief und ſchaute gedankenlos hingegeben in große, ſtille Augen, in deren Spiegel Geſtern und Heute zu wunderlich verſchlungenen Bildern und ſchwer zu entwirrenden Sagen wurden.

Aus „Eine Fußreiſe im Herbſt“.

Seeüberfahrt.

Ein ſehr kühler Abend, feucht, ungaſtlich und früh dunkelnd. Auf einem ſteilen Sträßlein, zum Teil lehmiger Hohlweg, war ich vom Berge herabgeſtiegen und ſtand am Seeufer allein und fröſtelnd. Nebel rauchte jenſeits von den Hügeln, der Regen hatte ſich erſchöpft und es fielen nur noch einzelne Tropfen, kraftlos und vom Winde vertrieben.

Am Strande lag ein flaches Boot halb auf den Kies gezogen. Es war gut im Stande, ſauber gemalt, kein Waſſer am Boden, und die Ruder ſchienen ganz neu zu ſein. Daneben ſtand eine Wartehütte aus Tannenbrettern, unverſchloſſen und leer. Am Türpfoſten hing ein altes meſſingenes Horn, mit einer dünnen Kette befeſtigt. Ich blies hinein.

Ein zäher, unwilliger Ton kam heraus und flog träge dahin. Ich blies noch einmal, länger und ſtärker. Dann ſetzte ich mich ins Boot und wartete, ob jemand käme.

Der See war nur leicht bewegt. Ganz kleine Wellen ſchlugen mit ſchwächlichem Klatſchen an die dünnen Bootwände. Mich fror ein wenig und ich wickelte mich feſt in meinen weiten, regenfeuchten Mantel, ſteckte die Hände unter die Achſeln und betrachtete die Seefläche.

Eine kleine Inſel, dem Anſcheine nach nur ein ſtattlicher Felſen, ragte in der Seemitte ſchwärzlich aus dem bleifarbenen Waſſer. Ich würde, wenn ſie mein wäre, einen Turm darauf bauen laſſen, mit wenigen Zimmern und quadratiſchem Grundriß. Ein Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, ein Eßzimmer und eine Bibliothek.

Dann würde ich einen Wärter hineinſetzen, der müßte alles in Ordnung halten und jede Nacht im oberſten Zimmer Licht brennen. Ich aber würde weiterreiſen und wüßte nun zu jeder Zeit eine Zuflucht und Ruheſtätte auf mich warten. In fernen Städten würde ich jungen Frauen von meinem Turm im See erzählen.

„Iſt auch ein Garten dabei?“ würde vielleicht eine fragen. Und ich: „Ich weiß nicht mehr, ich war ſo lange nimmer dort. Wollen Sie, daß wir hinreiſen?“

Sie würde mir mit dem Finger drohen und lachen, und der Blick ihrer hellbraunen Augen würde ſich plötzlich verändern. Möglich auch, daß ihre Augen blau ſind oder ſchwarz, und ihr Geſicht und Nacken bräunlich, und ihr Kleid dunkelrot mit Pelzbeſätzen.

Wenn es nur nicht ſo kühl geweſen wäre! Eine unangenehme Verdrießlichkeit wuchs in mir herauf.

Was geht mich die ſchwarze Felſeninſel an? Sie iſt lächerlich klein, wenig beſſer als ein Vogeldreck, und man könnte auf ihr überhaupt nicht bauen. Wozu auch, bitte? Und was liegt daran, ob eine junge Frau, die ich mir erdenke und der ich möglicherweiſe, falls ſie wirklich exiſtierte, mein Turmſchloß zeigen würde, falls ich eines hätte — ob dieſe junge Frau blond iſt oder braun und ob ihr Kleid einen Pelzbeſatz hat oder Spitzen oder gewöhnliche Litzen? Wären mir Litzen etwa nicht gut genug?

Gott bewahre, ich gab den Pelzbeſatz, den Turm und die Inſel preis, rein um des Friedens willen. Meine Verdrießlichkeit kaſſierte die Bilder mürriſch, ſchwieg und nahm zu ſtatt ab.

„Bitte“, fragte ſie nach einer Weile wieder, „wozu ſitzeſt du eigentlich hier, an einem weltfremden Ort, in der Näſſe am Strand und frierſt?“

Da knirſchte der Kies, und eine tiefe Stimme rief mich an. Es war der Fährmann.

„Lang gewartet?“ fragte er, während ich ihm das Boot ins Waſſer ſchieben half.

„Gerade lang genug, ſcheint mir. Jetzt alſo los!“

Wir hängten zwei Paar Ruder ein, ſtießen ab, drehten und probierten den Takt aus, dann arbeiteten wir ſchweigend mit ſtarken Schlägen. Mit dem Erwarmen der Glieder und mit der flotten, taktfeſten Bewegung kam ein anderer Geiſt in mir auf und machte dem fröſtelnd trägen Unmut ein raſches Ende.

Der Schiffsmann war graubärtig, groß und mager. Ich kannte ihn, er hatte mich vor Jahren mehrmals gerudert; doch erkannte er mich nicht wieder.

Wir hatten eine halbe Stunde zu rudern, und während wir unterwegs waren, ward es vollends Nacht. Mein linkes Ruder rieb in ſeiner Öſe bei jedem Zuge mit roſtig knarrendem Ton, unter dem Vorderteil des Bootes ſchlug das ſchwache Gewoge unregelmäßig mit hohlem Geräuſch an den Schiffsboden. Ich hatte zuerſt den Mantel, dann auch noch die Jacke ausgezogen und neben mich gelegt, und als wir uns dem jenſeitigen Ufer näherten, war ich in einen leichten Schweiß geraten.

Jetzt ſpielten vom Strande her Lichter auf dem dunkeln Waſſer, zuckten ſpringend in gebrochenen Linien und blendeten mehr als ſie leuchteten. Wir ſtießen ans Land, der Fährmann warf ſeine Bootskette um einen dicken Pfahl. Aus dem ſchwarzen Torbogen trat der Zöllner mit einer Laterne. Ich gab dem Schiffsmann ſeinen kleinen Lohn, ließ den Zöllner an meinem Mantel ſchnuppern und zog mir die Hemdärmel unter der Jacke zurecht.

Im Augenblick, da ich wegging, fiel mir der vergeſſene Name des Schiffers wieder ein. „Gut Nacht, Hans Leutwin,“ rief ich ihm zu und ging davon, während er, die Hand vorm Auge, mir erſtaunt und brummend nachglotzte.

Im goldenen Löwen.

In dem alten Städtlein, das ich nun vom Seegeſtade her durch den ungeheuren Torbogen betrat, begann erſt eigentlich meine Luſtreiſe. In dieſen Gegenden hatte ich vorzeiten eine Weile gelebt und mancherlei Sanftes und Herbes erfahren, wovon ich jetzt da oder dort noch einen leiſen Duft und Nachklang anzutreffen hoffte.

Ein Gang durch nächtige Straßen, von erleuchteten Fenſtern her ſpärlich beſtrahlt, an alten Giebelformen und Vortreppen und Erkern vorüber. In der ſchmalen, krummen Maiengaſſe hielt mich vor einem altmodiſchen Herrenhauſe ein Oleanderbaum mit ungeſtümer Mah-

nung fest. Ein Feierabendbänklein vor einem andern Hause, ein Wirtsschild, ein Laternenpfahl taten dasselbe und ich war erstaunt, wieviel längst Vergessenes in mir doch nicht vergessen war. Zehn Jahre hatte ich das Nest nimmer gesehen, und nun wußte ich plötzlich alle Geschichten jener merkwürdigen, schönen Jünglingszeit wieder.

Da kam ich auch am Schloß vorbei, das stand mit schwarzen Türmen und wenigen roten Fensterviereckeu kühn und verschlossen in der regnerischen Herbstnacht. Damals als junger Kerl ging ich abends selten dran vorüber, ohne daß ich mir im obersten Turmzimmer eine Grafentochter einsam weinend dachte, und mich mit Mantel und Strickleiter über halsbrechenden Mauern, bis an ihr Fenster empor.

„Mein Retter", stammelte sie freudig erschrocken.

„Vielmehr Ihr Diener", antwortete ich mit einer Verbeugung. Dann trug ich sie sorgsam die ängstlich schaukelnde Leiter hinab — ein Schrei, der Strick war gerissen — ich lag mit gebrochenem Bein im Graben und neben mir rang die Schöne ihre schlanken Hände.

„O Gott, was nun? Wie soll ich Ihnen helfen?"

„Retten Sie sich, Gnädigste, ein treuer Knecht wartet Ihrer bei der hintern Pforte."

„Aber Sie?"

„Eine Kleinigkeit, seien Sie unbesorgt! Ich bedaure nur, Sie für heute nicht weiter begleiten zu können."

Es hatte seither, wie ich aus der Zeitung wußte, im Schloß gebrannt; doch sah man, wenigstens jetzt bei Nacht, keine Spuren davon, es war alles wie früher. Ich betrachtete mir den Umriß des alten Gebäudes eine kleine Weile, dann bog ich in die nächste Gasse ein.

Und da hing auch noch derselbe groteske Blechlöwe im Schild des ehrwürdigen Wirtshauses. Hier beschloß ich einzukehren und um Nachtlager zu fragen.

Ein gewaltiger Lärm schlug mir aus dem weiten Portal entgegen, Musik, Geschrei, Hin und Wider der Dienerschaft, Gelächter und Poku-lieren, und im Hofe standen abgeschirrte Wagen, an denen Kränze und Girlanden aus Tannenreis und Papierblumen hingen. Beim Eintreten fand ich den Saal, die Wirtsstube und sogar noch das Nebenzimmer von einer fröhlichen Hochzeitsgesellschaft besetzt. An ein ruhiges Abendessen, eine beschaulich erinnerungsselige Dämmerstunde beim einsamen Schoppen und ein frühes friedliches Schlafengehen war da nicht zu denken.

Indem ich die Saaltüre öffnete, drang ein ausgesperrter kleiner Hund zwischen meinen Beinen durch in den Raum, ein schwarzer Spitzerhund, und stürzte mit wütendem Freudengebell unter den Tischen hin-

durch ſeinem Herrn entgegen, den er ſogleich erblickt hatte, denn er ſtand gerade aufrecht an der Tafel und hielt eine Rede.

„— und alſo, meine verehrten Herrſchaften“, rief er mit rotem Geſicht und überlaut, da fuhr wie ein Sturm der Hund an ihm hinauf, kläffte freudig und unterbrach die Rede. Gelächter und Scheltworte erklangen durcheinander, der Redner mußte ſeinen Hund hinausbringen, die verehrten Herrſchaften grinſten ſchadenfroh und tranken einander zu. Ich drückte mich beiſeite, und als der Herr des Spitzerhundes wieder an ſeinem Platz und wieder in ſeiner Rede war, hatte ich das Nebenzimmer erreicht, legte Hut und Mantel weg und ſetzte mich ans Ende eines Tiſches.

An vortrefflichen Speiſen fehlte es heute nicht. Und ſchon während ich am Hammelbraten arbeitete, erfuhr ich von meinen Tiſchnachbarn das Nötigſte über die Hochzeit. Das Paar war mir nicht bekannt, wohl aber eine große Zahl der Gäſte — Geſichter, die mir vor Jahren vertraut geweſen waren und die mich nun, viele ſchon im halben Rauſch, beim Schein der Lampen und Kronleuchter umgaben, mehr oder minder verändert und gealtert. Einen feinen Bubenkopf mit ernſten Augen, mager und zart geſchnitten, ſah ich wieder — erwachſen, lachend, ſchnurrbärtig, eine Zigarre im Mund, und ehemalige junge Burſche, denen das Leben um einen Kuß und die Welt um einen Narrenſtreich feil geweſen war, ſtaken nun in Backenbärten, hatten die Hausfrau bei ſich und regten ſich in Philiſtergeſprächen über Bodenpreiſe und Änderungen des Eiſenbahnfahrplans auf.

Alles war verändert und doch noch lächerlich kenntlich und am wenigſten verändert war erfreulicherweiſe die Wirtsſtube und der gute weiße Landwein. Der floß noch wie je ſo herb und freudig, blinkte gelblich im fußloſen Glaſe und weckte in mir das ſchlummernde Gedächtnis zahlreicher Kneipnächte und Kneipenſtreiche. Mich aber kannte niemand wieder und ich ſaß im Getümmel und nahm am Geſpräche teil als ein zufällig herein verſchlagener Fremder.

Gegen Mitternacht, nachdem auch ich einen Becher oder zwei über den Durſt genoſſen hatte, gab es einen Streit. Um eine Bagatelle, die ich ſchon am andern Tag vergeſſen habe, ging es los, hitzige Worte klangen, und drei, vier halbberauſchte Männer ſchrien zornig auf mich ein. Da hatte ich genug und ſtand auf.

„Danke, meine Herren, an Händeln liegt mir nichts. Übrigens ſollte der Herr da ſich nicht ſo unnötig erhitzen, er hat ja ein Leberleiden.“

„Woher wiſſen Sie das?“ rief er noch barſch, aber verblüfft.

„Ich ſehe es Ihnen an, ich bin Arzt. Sie ſind fünfundvierzig Jahre alt, nicht wahr?“

„Stimmt.“

„Und haben vor etwa zehn Jahren eine ſchwere Lungenentzündung durchgemacht?“

„Herrgott, ja. An was ſehen Sie denn das?“

„Ja, das ſieht man eben, wenn man geübt iſt. Alſo gute Nacht, ihr Herren!“

Sie grüßten alle ganz höflich, der Leberleidende machte ſogar eine Verbeugung. Ich hätte ihm auch noch ſeinen Vor- und Zunamen und den ſeiner Frau ſagen können, ich kannte ihn ſo gut und hatte früher manches Feierabendgeſpräch mit ihm gehabt.

In meiner Schlafkammer wuſch ich mir das heiße Geſicht, ſchaute vom Fenſter über die Dächer weg auf den blaſſen See hinüber und ging dann zu Bett. Eine Zeitlang hörte ich noch dem langſam abnehmenden Feſtlärmen zu, dann übernahm mich die Müdigkeit und ich ſchlief bis zum Morgen.

Nebel.

Am Morgen wachte ich zeitig auf und beſchloß, ſogleich weiter zu wandern. Es war kalt und ein Nebel lag ſo dicht, daß man kaum über die Straße ſah. Frierend trank ich Kaffee, bezahlte Zeche und Nachtlager und ging mit langen Schritten in die dämmernde Morgenſtille hinein.

Raſch erwarmend ließ ich Stadt und Gärten hinter mir und drang in die ſchwimmende Nebelwelt. Das iſt immer wunderlich ergreifend zu ſehen, wie der Nebel alles Benachbarte und ſcheinbar Zuſammengehörige trennt, wie er jede Geſtalt umhüllt und abſchließt und unentrinnbar einſam macht. Es geht auf der Landſtraße ein Mann an dir vorbei, er treibt eine Kuh oder Ziege oder ſchiebt einen Karren oder trägt ein Bündel, und hinter ihm her trabt wedelnd ſein Hund. Du ſiehſt ihn herkommen und ſagſt Grüß Gott, und er dankt; aber kaum iſt er an dir vorbei und du wendeſt dich und ſchauſt ihm nach, ſo ſiehſt du ihn alsbald undeutlich werden und ſpurlos ins Graue hinein verſchwinden. Nicht anders iſt es mit den Häuſern, Gartenzäunen, Bäumen und Weinberghecken. Du glaubteſt die ganze Umgebung auswendig zu kennen und biſt nun eigentümlich erſtaunt, wie weit jene Mauer von der Straße entfernt ſteht, wie hoch dieſer Baum und wie niedrig jenes Häuschen iſt. Hütten, die du eng benachbart glaubteſt, liegen einander nun ſo ferne, daß von der Türſchwelle der einen die andere dem Blick nicht mehr erreichbar iſt. Und du hörſt in nächſter Nähe Menſchen und Tiere, die du nicht ſehen kannſt, gehen und arbeiten und Rufe ausſtoßen. Alles das hat etwas Märchenhaftes, Fremdes, Entrücktes, und für Augenblicke empfindeſt du das Symboliſche darin erſchreckend deutlich.

Wie ein Ding dem andern und ein Menſch dem andern, er ſei wer er wolle, im Grunde unerbittlich fremd iſt, und wie unſere Wege immer nur für wenig Schritte und Augenblicke ſich kreuzen und den flüchtigen Anſchein der Zuſammengehörigkeit, Nachbarlichkeit und Freundſchaft gewinnen.

Verſe fielen mir ein und ich ſagte ſie im Gehen leiſe vor mich hin:

Seltſam, im Nebel zu wandern!
Einſam iſt jeder Buſch und Stein,
kein Baum ſieht den andern,
jeder iſt allein.

Voll von Freunden war mir die Welt,
als noch mein Leben licht war;
nun, da der Nebel fällt,
iſt keiner mehr ſichtbar.

Wahrlich, keiner iſt weiſe,
der nicht das Dunkel kennt,
das unentrinnbar und leiſe
von Allen ihn trennt.

Seltſam, im Nebel zu wandern!
Leben iſt Einſamſein.
Kein Menſch kennt den andern,
jeder iſt allein.

Henry Fielding.

Von Dr. **E. Dick.**

Henry Fielding, deſſen zweihundertſter Geburtstag am 22. April wiederkehrte, iſt eine der glänzendſten Geſtalten, ſein Name einer der größten in der Geſchichte der engliſchen Literatur: ſein Volk anerkennt ihn als den Vater und großen Meiſter des Romans, und ſein Rang als erſter und beſter in ſeiner Art ſteht nicht weniger feſt als der Shakeſpeares oder Miltons. Wie dieſe beiden größten unter den